

selbsthilfegruppenjahrbuch 2003

**Deutsche Arbeitsgemeinschaft
Selbsthilfegruppen**

selbsthilfegruppenjahrbuch 2003

Herausgeber:

Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V.
Friedrichstr. 28, 35392 Gießen

Redaktion:

Anita Jakobowski, Koordination für Selbsthilfe-Kontaktstellen in
Nordrhein-Westfalen der DAG SHG e.V. (KOSKON),
Friedhofstr. 39, 41236 Mönchengladbach, Tel.: 02166/248567
Jürgen Matzat, Kontaktstelle für Selbsthilfegruppen der DAG SHG e.V.,
Friedrichstr. 33, 35392 Gießen, Tel.: 0641/99-45612
Wolfgang Thiel, Nationale Kontakt- und Informationsstelle zur Anregung
und Unterstützung von Selbsthilfegruppen der DAG SHG e.V. (NAKOS),
Wilmersdorfer Straße 39, 10627 Berlin, Tel.: 030/31018960

Umschlag:

Lutz Köbele-Lipp, Kubik, Berlin

Satz und Layout:

Focus Verlag GmbH, Gießen

Druck:

Druckkollektiv, Gießen

ISSN 1616-0665

Namentlich gezeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der
Redaktion wieder. Nachdruck einzelner Artikel nur mit ausdrücklicher
Genehmigung der Redaktion und der Autoren.

Herstellung und Versand dieser Ausgabe des »selbsthilfegruppenjahrbuchs«
wurde gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und
Jugend, von der »GlücksSpirale« und von folgenden Krankenkassen:

Deutsche Angestellten Krankenkasse – DAK, BARMER Ersatzkasse,
Gmünder Ersatzkasse – GEK, Kaufmännische Krankenkasse – KKH,
Hamburg-Münchener Krankenkasse, Hanseatische Krankenkasse – HEK,
Krankenkasse für Bau- und Holzberufe – HZK, BRÜHLER – Die Ersatzkasse,
Buchdrucker-Krankenkasse, KEH-Ersatzkasse, Techniker Krankenkasse.

Wir bedanken uns ganz herzlich!

*Zur Unterstützung unserer Vereinsarbeit bitten wir Sie herzlich um eine
Spende (steuerlich abzugsfähig) auf unser Konto Nr. 6.3030.05 bei der
Volksbank Gießen (BLZ 513.900.00).*

Selbsthilfe: Eine soziale Bewegung im Zeitalter der Globalisierung

Herzlichen Dank für die Einladung zu Ihrer Tagung. Es ist mir eine große Ehre, hier sprechen zu können, wenn ich Sie auch warnen muß: Sie haben sich einen Dilettanten eingeladen. Im Gegensatz zu dem, was freundlicherweise gesagt wurde, denke ich, daß ich eigentlich gar nichts verstehe von dem, was sie hier von mir wollen. Aber ich habe mich darauf verlegt, so etwas wie ein öffentliches Grübeln zu versuchen, was entschuldigen wird oder jedenfalls darauf hinweist, daß es sehr viele Brüche in meiner Darstellung gibt. Aber ich glaube sie sind nicht vermeidbar.

Des weiteren möchte ich sagen, daß ich Ihnen, obwohl das hier eine Jubiläumsveranstaltung ist, nicht nur Rosen austeilen möchte. Ich will Ihnen nicht sagen, wie toll das alles ist, was Sie hier machen. Das wissen Sie selber besser als ich, und das würde nur die Schläfrigkeit fördern. Ich werde hingegen versuchen, die Ambivalenz der Selbsthilfe, sowie sie sich mir darstellt, ein bißchen hervorzukehren. Damit werde ich dem Ruf, den Soziologen haben, hoffentlich gerecht. Von denen wird ja gesagt, daß sie alles bestreiten können, außer ihrem Lebensunterhalt. Ich werde versuchen, dem gerecht zu werden.

Ich weiß nicht, ob Sie folgende Geschichte auch gehört haben: Es gibt ein lesbisches Paar in den USA, das gehörlos ist. Und dieses Paar hat den Wunsch, ein Kind zu haben. Es hat sich daraufhin aus einer Familie, in der seit fünf Generationen Gehörlosigkeit herrscht, einen Samenspender besorgt. So konnte dieses Paar sicher sein, daß ein gehörloses Kind geboren wird. Sie haben das begründet mit dem Satz: »Wir wollten ein Kind, das die Welt aus unserer Perspektive sieht.« Ich habe mich gefragt, ob das eine Selbsthilfegruppe ist. Und wenn man sich das so vorstellt, ist ja zumindest ein Beispiel für zweierlei Tendenzen einer sich globalisierenden Gesellschaft erkennbar: Einmal ist das ein Beispiel dafür, daß die Selbstverwirklichungsraserie in unseren Gesellschaften offenbar im Begriff ist, alle Fesselungen abzuwerfen. Ich denke, daß dieser Vorgang ein obszöner ist, der aber auch gleichzeitig noch etwas anderes deutlich macht. Ich glaube, es wird daran etwas symbolisch deutlich, deswegen ist die Geschichte über ihre Lokalität und ihre Einzigartigkeit hinaus wichtig und interessant. Es ist eine Geschichte, in der deutlich wird, daß wir an vielen Stellen heute mit mehr medizinischen und technischen Möglichkeiten konfrontiert sind, als wir moralisch bewältigen können. Es gibt sehr viele Dinge, die wir können, zu denen wir aber keine klare Haltung entwickeln können.

Lassen sie mich ein anderes Beispiel nennen, das mir eine befreundete Ärztin neulich berichtete. In Nordrhein-Westfalen ist die Grenze für eine Frühgeburt auf 600 g festgelegt. Dies variiert in Deutschland von Bundesland zu Bundesland. Wer weniger wiegt, kommt gewissermaßen in den Plastikeimer, wer

mehr wiegt, kommt in den Brutkasten. Sie war konfrontiert mit einer Geburt von Zwillingen, von denen ein Kind 590 g wog und das andere 610 g, worauf sich die Wege dieser beiden Wesen trennten. Das eine wanderte in den Plastikimer, das andere in den Brutkasten. Kein Vorgang, bei dem man sagen könnte, was sind das für Ärzte oder was ist da passiert. Sondern noch einmal ein Hinweis darauf, daß wir in einer Situation leben, in der generell die technischen und medizinischen Möglichkeiten, die wir haben, an moralische Grenzen stoßen, an denen es für uns immer schwieriger wird, zu sagen, was ist richtig und was ist falsch. Ich wüßte zu dieser Situation kein vernünftiges, entscheidendes Wort zu sprechen. Das macht das Dilemma aus, daß man auch nicht sagen kann, das war dein Fehler, sondern es sind Situationen, denen wir ethisch und moralisch einfach nicht gewachsen sind.

Lassen sie mich ein drittes Beispiel erwähnen. Ein Medizin-Professor hat mir kürzlich mitgeteilt (ob die Zahlen so exakt sind, sei dahingestellt; die Richtung wird schon stimmen), daß 80 % der Kosten, die im Leben eines Menschen für Gesundheitsleistungen anfallen, in den letzten Lebensjahren entstehen. Vielleicht ist es mit den 80 % etwas übertrieben, aber in der Tendenz und in der Sache ist da wohl was dran. Was ja wiederum die Frage stellt, was ist das eigentlich? Ist das eine Gabe, oder ist das ein Fluch? Ist da etwas passiert, was wir wollen, oder etwas, was wir schrecklich finden müssen?

Das letzte Beispiel, mit dem ich mich versuche, dem Thema zu nähern, entnehme ich einem Forschungsprojekt, in dem ich selber tätig bin und bei dem es sich um die sozialen Folgen von Aids im südlichen Afrika dreht. In Afrika sterben jeden Tag 6350 Menschen an Aids, und man könnte geneigt sein, dies als ein Problem der Gesundheitsintervention zu sehen. Ich sehe zunächst einmal etwas anderes. Ich sehe, das diese afrikanischen, vor allem südafrikanischen Gesellschaften, eine unglaubliche Fähigkeit haben, mit dieser dramatischen Situation umzugehen. Man stelle sich vor, wir würden in einer Gesellschaft leben, in der ein Drittel aller Jugendlichen mit einem tödlichen Virus infiziert wären und in den nächsten Jahren sterben würden. An der Universität von Gaborone, der Hauptstadt von Botswana, sind 67 % der Studierenden infiziert. Was würde eine solche Dimension bei uns eigentlich auslösen? Was ich in Afrika sehe, ist zunächst einmal die selbstverständliche Fähigkeit und Bereitschaft, die Folgen dieser Katastrophe selber zu bewältigen. Die Waisenkinder werden nicht im Rahmen einer Selbsthilfegruppe, sondern im Rahmen einer Familie absorbiert. Großmütter, die ein halbes Dutzend von zu Waisen gewordenen Enkelkinder um sich sammeln und sie ganz selbstverständlich von dem wenigen, was sie haben, ernähren. Eine Zahl von zig Tausenden von Menschen, die ihre sterbenden Angehörigen pflegen, ohne daß irgendeine Institution dafür eintritt. Man könnte geneigt sein, dies als ein Defizit zu betrachten, wo man etwas tun muß. Ich bin geneigt, zunächst einmal vom Reichtum einer Gesellschaft zu sprechen, bei der es ganz selbstverständlich ist, daß es nicht der Initiation von außen bedarf, um einer solchen Katastrophe sozial erst einmal eine Grenze zu setzen. Ich denke an die vielen Frauen, mit denen ich im Rahmen dieses Forschungsprojekts gesprochen habe, die irgendwelche Kinder aus irgendwelchen Verwandtschaftsverhältnissen zu

sich genommen haben. Würde ich denen sagen: ja, ihr braucht vielleicht eine Selbsthilfegruppe, dann würden sie, wenn sie überhaupt wüßten, von was ich da überhaupt spreche, vor Lachen rückwärts in den Sand fallen. Das heißt, die Rede über Selbsthilfe ist auch der Ausdruck einer sehr luxuriösen Gesellschaft, einer Gesellschaft die eigentlich gar nicht mehr weiß, was eine wirkliche Katastrophe ist. Das Problem bei diesem Begriff ist ja – wenn ich noch einmal versuche, ihn kritisch zu überdenken –, daß er den Verdacht aufkommen läßt, die Aufforderung zur Selbsthilfe sei im Grunde genommen eine Aufforderung, in sich selbst eine Spaltung zu vollziehen: in den Therapeuten in mir und in den Klienten in mir, in den *Produzenten* von etwas und in den *Konsumenten* von etwas. Damit ist zumindestens die Gefahr beschworen, daß Selbsthilfe auch immer eingebunden werden kann in die Kolonisierung von Lebensverhältnissen. Und das scheint mir das Hauptthema zu sein, wenn man über Selbsthilfe nachdenkt. Ob Selbsthilfe verstanden werden kann als etwas, was einen Kontrapunkt setzt aus dem freiwilligen, ehrenamtlichen Engagement von Menschen, oder ob Selbsthilfe der letzte Vorhof staatlichen oder medizinischen Handelns ist, wo die Selbsthilfe im Grunde genommen eine Unterwerfung (um es mal überspitzt zuzusagen) unter staatliches, kontrollierendes und überwachendes Handeln vorbereitet. Also ist derjenige, der zur Selbsthilfe aufgefordert wird, eigentlich derjenige, der dazu aufgefordert wird, in sich den Therapeuten und den Patienten gleichzeitig zu entdecken.

Lassen sie mich an einem Gedanken noch die Problematik dieses Begriffes von Selbsthilfe, so wie ich ihn erfahre oder wie ich meine, ihn zu sehen, kritisch kommentieren. »Hilfe zur Selbsthilfe« ist eines der übelsten Schlagworte, mit dem in den letzten 20 Jahren die Entwicklungsländer ruiniert worden sind. Unter diesem Oberbegriff ist den Menschen systematisch die Fähigkeit, sich selbst zu ernähren, sich selbst zu bilden und sich selbst zu heilen, geraubt worden. »Hilfe zur Selbsthilfe« ist eine der neokolonialen Instrumente mit denen Menschen dazu gebracht worden sind, das Eigene aufzugeben und sich der Leitung von Experten zu unterwerfen, die es angeblich besser verstehen. Da kommen dann die Experten und sagen denen, die das eigentlich in den letzten 20.000 Jahren ganz gut gemacht haben, wie man Hirse einsät, wie man zur Toilette geht, wie man richtig ißt und wozu man einen Doktor braucht. Leider muß es am diesem Punkt sehr kurz sein, ich könnte darüber mit sehr viel illustrierenden Beispielen sehr lange reden. Trotzdem läßt mich aber aus dem Blick auf dieses zerstörerische Schlagwort der Hilfe zur Selbsthilfe fragen, was gilt denn davon auch für unsere Verhältnisse?

Iwan Illich hat mal gesagt: »Wenn ich an einen lateinamerikanischen Slum denke, dann kann das Erschallen eines Martinshorns die Fähigkeit zur Eigenhilfe innerhalb von Minuten zerstören. Das Angebot schafft auch Nachfrage. Und die Frage, an der sich Selbsthilfe für meine Begriffe entlang bewegt (eine sehr kritische, problematische Geschichte), ist die, ob sie ein Beitrag leistet zu einer Gesellschaft, in der alles zur Dienstleistung wird und alles eigene damit ausstrahlt, oder ob Selbsthilfe ein Beitrag zur Stärkung des Eigenen ist, das sagt: bis hierhin und nicht weiter gegenüber jeglicher Intervention aller möglichen Art. Und so weit ich sehe, ist natürlich schon die Problematik der öko-

nomischen Abhängigkeit so vieler Selbsthilfe-Bewegungen etwas, das die Frage stellen muß, wo befindet man sich da eigentlich? Das, was man jedenfalls mit sehr großer Aufmerksamkeit beobachten muß, ist, daß wir uns ja in einer Situation befinden, in der es so etwas gibt wie die Kolonisierung sämtlicher Lebensverhältnisse. Das Eigene wird gewissermaßen tendenziell zur Schwarzarbeit. Das, was man bisher in der Familie noch gemacht hat als das Eigene, scheint subventionsbedürftig zu sein. Man kann ja sehr viele Gründe dafür finden, daß man eine Pflegeversicherung abschließt, bei der nun endlich Angehörige dafür bezahlt werden, daß sie sterbende Angehörige pflegen. Aber wir fördern damit eine Protesengesellschaft, in der das Eigene kolonisiert und vergeldlicht wird. Die Frage ist, ob uns das eine Gesellschaft beschert, die immer mehr »vergletschert«, die immer kälter wird. Ich sage nicht (um nicht gleich mißverstanden zu werden), daß ich, wenn ich Herr Blüm gewesen wäre, diese Pflegeversicherung *nicht* gemacht hätte. Aber ich denke, daß wir zu wenig begreifen, was wir machen mit dieser Tendenz zur Ökonomisierung oder partiell auch zur Verstaatlichung dessen, was zunächst mal das Eigene war und was schließlich und endlich dabei ist, eine Art von Schwarzarbeit zu werden, wenn ich mein Kind selber erziehe und selber die Hausaufgaben mit ihm mache etc. Wann wird ein Blick darauf fallen, der dies als irgendwie erstens unmodern und zweitens im Grunde genommen so unappetitlich darstellt, wie Fremdarbeiter aus den östlichen Teilen Europas. An dem Punkt, glaube ich, wäre es ebenso wichtig wie schwierig, daß die Selbsthilfe sagen könnte: nein danke. Wenn es so aussieht, als wenn das, was da die Not von Menschen versucht einzufangen und zu organisieren, sich ausliefert an das, was nicht mehr das Eigene ist, sondern im Grunde genommen eine marktfähige Dienstleistung, dann haben wir ein Areal betreten, dessen Betreten wir wahrscheinlich gar nicht vermeiden können, aber wo wir zumindest wissen müssen, was wir dabei verlieren.

Gestatten Sie mir, daß ich versuche, Ihnen meinen nächsten Punkt ganz kurz zu beschreiben. Was die Basis der Veränderung ist, die wir als eine Erschütterung unser sozialen Verhältnisse wahrnehmen und die überhaupt erst zu verstehen möglich macht, was Selbsthilfe denn vielleicht mit Globalisierung zu tun haben könnte.

Dieses Projekt der Moderne, an dessen Ende wir stehen, weil sich das im Moment in etwas anderes umformt, dieses Projekt der Moderne ist etwa 300 Jahre alt und hat auf zwei Säulen geruht. Einmal auf der Arbeits- und der Industriegesellschaft, und zum anderen auf der Idee der Familie. Und diese beiden Säulen scheinen mir gegenwärtig ins Rutschen zu kommen und zu bröckeln. Was damit zusammenhängt, daß wir ja die gute alte Arbeiter- und Industriegesellschaft zu verlassen im Begriffe sind, um uns in etwas hinein zu bewegen, was wir vielleicht vorläufig High-Tech-Gesellschaft oder Informationsgesellschaft nennen könnten. Ich glaube, man muß da hingucken, um zu begreifen, was die Hintergründe, die Gefährdungen und die Möglichkeiten von Selbsthilfe sind. Die gute alte Industriegesellschaft (wobei das »gute« wirklich ironisch gemeint ist; es war ja nicht alles gut in der Industriegesell-

schaft, wie wir wissen), die verläßt uns nun und wird abgelöst durch etwas gänzlich Neues, in dem jedenfalls eines ganz klar ist, daß nämlich diese neue Informationsgesellschaft keine Arbeitsgemeinschaft in dem alten Sinne sein wird. Dieses sich seit hunderten Jahren allmählich entfaltende Projekt der Moderne hat auf der Idee der Arbeit geruht und darauf, daß jeder anständige Bürger und jede anständige Bürgerin, jeder auf seine Weise, lohnarbeitstätig ist. Die Frauen im Haushalt (Schattenarbeit), die Männer in Fabriken. Wer daran nicht Anteil hatte, gehörte eigentlich in die Psychiatrie, in Gefängnisse oder ins Armenhaus. Und diese Gesellschaft hat sich nun ganz allmählich entwickeln können. Das muß man sich, glaube ich, immer wieder klarmachen, daß diese Idee der Arbeit etwas Neues ist. Sie beginnt damit, daß im Amsterdam des 15. Jahrhunderts das erste Arbeitshaus gegründet wurde. Da stand im Keller eine Tretmühle, und diejenigen, die nicht arbeiten wollten, wurden in diese Tretmühle eingesperrt. Dann wurde der Keller geflutet, und nur wenn man kräftig die Tretmühle betrieb, wurde das Wasser aus dem Keller gepumpt, so daß man nicht ertrank. So kommt die Idee der Arbeit in unsere Seelen, so werden wir »homines laborantes«, arbeitende Menschen, und so lernen wir, regelmäßig Arbeitskraft abzusondern. Das ist relativ neu. Wenn man noch weiter zurückgeht, kann man sagen, Aristoteles war noch der Meinung, daß ein Mensch, der arbeitet, nicht tugendhaft sein kann. Auch eine wichtige Erinnerung, weil nur ein Mensch, der Muße, hat ein tugendhafter Mensch sein kann. Im Laufe dieses Projektes der Moderne hat sich das ins Gegenteil verkehrt, wie wir alle wissen. Nur ein Mensch, der arbeitet, ist dann auch irgendwann ein tugendhafter Mensch gewesen. Bis man im 19. Jahrhundert sehen konnte, wie der Begriff Gottes geradezu durch den Begriff der Arbeit abgelöst wurde. Die Arbeit wurde zum Sinnstifter des Lebens, nicht nur zur Quelle von Geld. Das ist nun eine im Augenblick sehr interessante Wegescheide, an der wir stehen. Meine Generation ist noch weitgehend diesem Modell gefolgt. Wir haben eine Berufsbiographie, die klar und langlebig ist, und wir haben ein Sinnstifter, die Arbeit und ein bißchen die Familie, und das ist eigentlich der Vorrat, mit dem man sein Leben ganz gut bewältigen kann. Bei der Generation meiner Väter war das noch sehr viel klarer, mit allen jenen Schattenseiten, die bis vor das Eingangstor von Auschwitz führten, wie man wohl wissen kann. Was wir jetzt erleben, ist aber, daß wir diese Arbeitsgesellschaft verlassen. Alle, die uns versprechen, wir würden wieder in eine Vollarbeitszeitgesellschaft zurückkehren, vernebeln unseren Verstand. Im besten Falle werden wir eine Vier-Viertel-Gesellschaft bewohnen, in der ein Viertel der Menschen einen Vollzeitjob haben, so wie ich; ein Viertel wird teilzeittätig sein; ein Viertel wird Gelegenheitstätigkeiten ausüben (Rosen in Kneipen verteilen oder sonst was); und ein Viertel wird ganz ohne Arbeit sein. Das heißt, die Hälfte der jüngeren Menschen steht heute schon vor der Erfahrung, daß ihre lebendige Arbeitskraft nicht gebraucht wird. Und das ist nicht nur eine entscheidende Frage im Hinblick darauf, woher ich meine Brötchen kriege, sondern viel entscheidender ist natürlich die Frage, was passiert, wenn der zentrale Sinnstifter für die Existenz von Menschen, nämlich daß ich lebe, um zu arbeiten, wegfällt. Was wird eigentlich aus denen, die an dieser zentralen Idee kei-

nen Anteil haben. Und da spaltet sich meiner Ansicht nach unsere Gesellschaft tendenziell in einer durchaus dramatischen Weise in zwei Bereiche. Einerseits in die große Gruppe derjenigen, die die Erfahrung machen, daß sie nicht gebraucht werden (allenfalls mal einen kleinen Job bekommen), und die andere Gruppe derjenigen, die sich auf die Inseln der High-Tech Industrie werden retten können oder in den Dienstleistungssektor, die relativ gut verdienen werden, die sich bedienen können in der Boutique, die inzwischen von Oslo bis Palermo reicht. Hoch riskant natürlich, weil der Job auch immer verloren gehen kann. Wir sehen das Entstehen zweier unterschiedlicher kultureller Bereiche in unserer Gesellschaft. Natürlich nicht nur in unserer, sondern das ist in der Tat ein globales Phänomen. Wenn Sie sich ein bayerisches Bierzelt vorstellen, wo die 224 reichsten Männer dieser Welt versammelt sind, so würden Sie in diesem Zelt soviel Vermögen versammelt sehen, wie die Hälfte der Menschheit (also 3 Milliarden Menschen) besitzt. Das ist gewissermaßen so eine Grundstruktur der globalen Gesellschaft, bei der wir aufpassen müssen, daß es sich in unseren europäischen Gesellschaften nicht allzu drastisch wiederholt, obwohl die Tendenz in diese Richtung geht. Es wächst bei uns die Zahl der Millionäre – und die Zahl der von Sozialhilfe abhängigen Familien. Dies ist gewissermaßen die eine bröckelnde Säule, bei der deutlich wird, daß nichts mehr so ist, wie es einmal war. Und ich denke, daß dieses Phänomen sich in den Selbsthilfe-Bewegungen aufs deutlichste (jedenfalls in vielen Teilen) niederschlägt. Das andere ist die Säule der Familie, auf der diese alte uns verlassende Industriegesellschaft auch stand. Und diese beiden Partner der Industriegesellschaft hatten eine ideale Koalition gebildet, die auch den Erfolg dieses Projektes ermöglichte. Es ist ja auch ein großartiger Erfolg, sozusagen etwas Rühmendeswertes, unser Reichtum und unsere Bequemlichkeit. Ich meine nicht, daß man das gering schätzen sollte. Nur müssen wir darauf achten, was sich da jetzt ändert. Die Familie war der schwächere Partner in dieser Koalition dadurch, daß in der Familie ja eine Aufgabe vorhanden war, die jede Gesellschaft hatte, nämlich die Aufgabe, kleine Menschen zu erwachsenen Menschen werden zu lassen mit einem Charakter, einem Ich, einer Persönlichkeit. Und wir wissen alle, daß es dazu so etwas bedarf wie Liebe und Zuwendung, sonst kann ein kleiner Mensch nicht groß werden. Und es ist auch klar, daß ein Kind die Erfahrung machen muß, daß es diese Zuwendung bekommt, ohne dafür bezahlen zu müssen. Also wenn man nicht am Anfang seines Lebens die Erfahrung macht, daß man geliebt wird, ohne dafür zahlen zu müssen, dann ist man kaputt. Und insofern war die Familie gewissermaßen der schwächere Partner, aber der wichtigere, weil die Familie eine Schutzhütte gebildet hat, in der dies geschehen konnte. Eine Schutzhütte insofern, als in der Familie, noch einmal zugespitzt formuliert, die Imperative des Marktes und des Geldes nicht so gelten durften, wie in der Welt des Marktes oder der Büros – eine Schutzhütte also. Und diese Säule bröckelt. Man kann das an Scheidungsziffern und allen möglichen äußeren Kennzeichen festmachen. Man kann es auch an der medial gefeierten »Traumhochzeit« festmachen, die Sie sich unbedingt anschauen müssen, falls Sie es noch nicht getan haben. Es ist ja interessant, daß eine Gesellschaft ihre zentrale soziale Einrichtung

zum Gegenstand einer Show macht. Wenn das möglich ist, so heißt das ja, daß diese Gesellschaft diese Einrichtung nicht mehr wirklich ernst nimmt, sonst müßte es so etwas wie Empörung darüber geben. Das sind Symbole, an denen man den Prozeß der drohenden Selbsterstörung der Familie durchaus erkennen kann. Die Frage ist, wie soll denn das zukünftig geschehen, daß Kinder groß werden und die Erfahrung von nicht an Geld gebundener Liebe machen? Das ist für mich die Problematik aller subventionierenden, ökonomisch flankierenden Eingriffe in diese Organisation. Wenn wir diese vergeldlichen, wenn wir die Familie zu einem ökonomischen Teilbetrieb der Gesellschaft machen, dann haben wir etwas gemacht, was möglicherweise manchen durchaus als nützlich erscheint, was aber gleichzeitig eine höchst dramatische Erkaltung unserer Gesellschaft zur Folge hat. Die Ratlosigkeit besteht ja heute darin, daß es so einen Prozeß der Destruktion von Familien gibt, der sich für meine Begriffe manchmal in der Horrorvision abbildet, daß gewissermaßen der Videorecorder und die Fernbedinung das ist, was Familie im Wesentlichen zusammen hält. Das ist zu wenig, wie wir alle wissen. Gleichzeitig würde es bedeuten, daß Dresdner Bank, Sony oder Siemens mehr für den Erhalt der Familie tun, als evangelische und katholische Bildungsstätten. Dies muß man nicht begrüßen, aber es erlaubt, die Tatbestände zunächst einmal in Augenschein zu nehmen.

Daß diese Entwicklung als unabdingbar zu begreifen war für ihre Arbeit, ist klar, und es zeigt auch, daß Selbsthilfe eben kein lokales Phänomen mehr sein kann, vielleicht sein soll, aber nicht mehr passieren kann ohne eine Erinnerung an das, worin wir hinein gerissen sind, nämlich in eine Destruktion lokaler Lebensverhältnisse, die sozusagen der entfesselten Marktwirtschaft und Marktgesellschaft, die ein weltweites Phänomen zu werden im Begriffe ist, ohne sich dies in angemessener Weise einzugestehen und wahrzunehmen. Nur dann kann man, glaube ich, vernünftig und human handeln und versuchen, Kontrapunkte zu setzen.

Lassen Sie mich zu zwei letzten kurzen Punkten kommen. Dieser von mir beschriebene Prozeß hat unmittelbar Auswirkungen und Folgerungen für das Innenleben der Menschen. Man könnte das symbolisch und sehr kurz gefaßt an zwei Klischee-Karrieren des 20. und 21. Jahrhunderts versuchen deutlich zu machen. Wenn man Nelson Rockefeller und Bill Gates gegenüber stellt, dann sehen Sie, was passiert ist. Beide haben eine amerikanische Klischee-Karriere gemacht, der eine vom Tellerwäscher zum Millionär, der andere vom Garagen-Tüftler zum Millionär. Auch wenn es sich gleich anhört, das ist es nicht. Der Reichtum von Rockefeller mündet in den Besitz von Fabriken, Ölfrafinerien etc. Der Erfolg von Bill Gates besteht darin, daß er heute eine Sandburg baut und am anderen Tag mit beiden Füßen auf die Sandburg tritt und sie nieder trampelt um zugleich eine neue zu bauen. Das heißt die Priorität von gestern muß für alt erklärt werden, weil der Erfolg nur stabil wird, wenn ich das Gestrige am nächsten Tag durch etwas anderes ersetze. Das deutet auf eine zunehmende Beschleunigung unserer Lebensverhältnisse hin, die wir real täglich am eigenen Leib verspüren. Das Interessante ist eben, daß nicht

nur der ICE oder das Internet schneller wird, sondern daß diese äußere Beschleunigung gewissermaßen verinnerlicht wird. Daß wir selber nur überleben können, wenn wir uns als beschleunigungsfähig, als dereguliert und als flexibel konstituieren können. Nur wenn wir selber ein flexibilisierter Mensch sind, können wir offenbar in dieser sich immer mehr beschleunigenden Außenwelt überleben. Das können Sie an den Stellenanzeigen in der FAZ oder der Süddeutschen Zeitung sehen. Das ist auch ein ganz interessanter Vorgang, weil sich damit die Charakterstrukturen, mit denen *wir* und *Sie* zu tun haben, dramatisch ändern. Charakter ist ein griechisches Wort und bedeutet: das Brandmal. Der Charakter ist das Brandmal, das eine Gesellschaft in den Menschen einbrennt mit dem, was die Gesellschaft von dem einzelnen fordert. Und der radikal flexibilisierte, deregulierte Mensch ist im Grunde genommen einer, der notwendiger Weise ohne Charakter ist. Einer bei dem gewissermaßen der Prozeß erfolgreich abgelaufen ist, daß er sich innerlich hat verflüssigen können. Ausspülung dessen, was Persönlichkeit einmal war, weil alles das, was Persönlichkeit war (Ich-Stärke und was es sonst noch in diesem Zusammenhang gibt), im Grunde zum Ballast in einer total deregulierten Gesellschaft zu werden im Begriffe ist. Ich sage nicht, daß das erfreulich ist. Ich sage das, um den kritischen Blick darauf zu stärken, um zu sagen, daß wir aufpassen müssen, uns dem nicht unterwerfen dürfen.

Letzter Punkt: Der radikal flexibilisierte Mensch ist natürlich ein moralisch entkerntes Wesen, der als einzige Tugend im Grunde genommen noch die Tugend der Orientierungslosigkeit sein Eigen nennen könnte, weil ihm das am förderlichsten ist. Er muß im Stande sein, am Morgen sein Metallkofferchen zu packen, um seinen Job in Hongkong fortzusetzen, unter Zurücklassung seiner Immobilität, der Freiwilligen Feuerwehr, wo er vielleicht tätig war, und notfalls auch der Familie, weil man die ja woanders auch in neuer Weise wieder finden kann. Wer sich noch an einer Familie orientiert, deutet schon an, daß er immobil ist, daß er sich innerlich nicht hat verflüssigen können. Wir können das an den Wertschätzungen unserer Eliten sehen, daß sich da gegenüber den 50er Jahren kräftig etwas geändert hat, wovon wir alle profitieren. Aber zunächst muß man sehen, daß sich damit Grundbedingungen der Gesellschaft verändern. Die Folge dieses Prozesses der inneren Flexibilisierung ist natürlich, daß Prinzipien ausgespült werden. Deswegen hören sie heute überall die Forderung nach Qualitätskontrolle. Qualitätskontrolle ist der zeitgenössische Ersatz für Moral, da die Moral in einen Prozeß von 20 bis 30 Jahren systematisch beseitigt worden ist. Wo das Eigene zerstört ist, muß man Qualitätskontrolle, Evaluationen und alles was dazu gehört, nachschieben. Es ist sozusagen ein gesellschaftlicher Notersatz für das, was einmal aus den Menschen selber kam. Und man darf nicht unterschätzen, daß das ungeheuer teuer wird. Also ein etwas klischeehaftes Bild meinerseits: die Diakonisse des 19. Jahrhunderts, die das, was sie tat, aus Überzeugungen heraus tat, wird abgelöst durch ein hoch professionelles Wesen, das aber immer mehr Zeit für den Kontrollaufwand an sich selbst und an anderen investieren muß, so daß es, wenn ich das von meiner Seite aus betrachte, einen krebsartigen, exkursionsmäßi-

gen Fortsatz findet: die ständige Forderung nach Qualitätskontrolle und Evaluation in allen möglichen Bereichen. Hier wäre sozusagen eine Subversive notwendig bei grundsätzlich allen freischaffenden Tätigkeiten.

Je mehr wir solche Kontrollmechanismen in Gang setzen, desto weniger ist das Eigene gefragt, desto perfekter, kälter wird die Kontrolle der Menschen und desto mehr werden sie innerlich sterben in dem, was das Eigene ist.

Und damit bin ich im Grunde genommen wieder an meinem Anfang angelangt. Das Wort Selbsthilfe ist selten gefallen, aber ich hoffe, daß sie die Verknüpfungen haben wahrnehmen können. Was Sie hier im Moment mit einem gewissen Erschrecken zur Kenntnis nehmen müssen, wenn man das noch mal auf globalisierte Verhältnisse überträgt, daß das alte Grundprinzip von Markt und Moral, das sich im 19. Jahrhundert und bis zu einem gewissen Grad auch im 20. Jahrhundert gehalten hat, zerfällt. Dabei ist zu erwähnen: der Markt ist etwas ganz besonderes, aber der Markt bedarf der Moral ganz besonders. Das haben Unternehmer und Arbeiter allmählich gelernt und begriffen. Und das Beunruhigende, das wir heute erleben, ist, daß die moralischen Begrenzungen des Marktes schwach werden. Der Staat scheint immer mehr die Möglichkeit zu verlieren, auf das Wirken transnationaler Konzerne einzuwirken, und scheint immer mehr die Möglichkeit zu verlieren, lokale Lebensverhältnisse vor der Globalisierung zu schützen.

Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer lehrt am Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität Gießen. Diesen Vortrag hielt er am 10. Juni 2002 in Gießen auf der Fachtagung »Selbsthilfe in (der) Bewegung« der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen.